

JOSEF KRIEG

Soziale und gesellschaftliche Brennpunkte  
als Herausforderung katholischer Soziallehre –  
100 Jahre Sozialenzykliken der Kirche (1891–1991).  
Zu einer Tagung vom 20.–22. September 1990 in Freiburg.

Kann angesichts der Herausforderung der modernen säkularen Gesellschaft eine Trennung von katholischer Sozialarbeit und katholischer Soziallehre überhaupt noch vertretbar sein? Darf das soziale Lebenswissen der Kirche – Helfen und Heilen – überhaupt in zwei verschiedenen Konzeptionen – als »Caritas-Institution« oder als »Theorie der sozialen Gerechtigkeit« – vermittelt werden? Muß der originäre Charakter der jeweiligen Disziplin so sprachlos dokumentiert werden?

Wo aber könnten, andersherum gefragt, die Schnittmengen von katholischer Sozialarbeit und katholischer Soziallehre liegen? Wo liegt das bewußt Gemeinsame? Fragen, die zu einer ersten Gesprächsbereitschaft von katholischen Sozialethikern und Caritaswissenschaftlern aufriefen.

Die Tagung über die »Sozialen und gesellschaftlichen Brennpunkte als Herausforderung katholischer Soziallehre anlässlich des hundertjährigen Jubiläums der ersten katholischen Sozialenzyklika *Rerum Novarum* 1891« in Freiburg sollte der Ausgangsort werden, die beiden Sozialkonzeptionen zu einem ersten erneuernden Gespräch anzuregen. Im Mittelpunkt stand der Versuch einer Neubesinnung auf die gemeinsamen Grundlagen sowohl für die helfende Praxis der Caritas als auch für die katholische Soziallehre. Der Reflexion lag die Lehre der katholischen Sozialenzykliken zugrunde.

Den etwa 70 Teilnehmern des ersten Begegnungstreffens zwischen Sozialethikern und Caritaswissenschaftlern aus Ost und West schien die »offizielle« theologische Trennung zumindest hinterfragenswert.

So formulierte der Freiburger Caritaswissenschaftler *Heinrich Pompey* in Richtung Soziallehre: »Christliche Soziallehre sollte die ganze Breite der Verelendung, die Vernetzung des Leids, der Not und der Krankheiten einer Gesellschaft in den Blick nehmen, will sie wirklich eine Soziallehre für die Nöte der jeweiligen Gesellschaft sein.« Teilbereiche der Leidenswelt ließen sich nicht einfach ausklammern, fügte *Pompey* hinzu. Zur

Veranschaulichung skizzierte er anhand ausgewählter Beispiele die heutige Situation der Caritas und sprach von »einer gigantischen Klagemauer der Not als soziales Mahnmal« sowie von einer »kollektiven Beziehungs- und Lebensunfähigkeit der Gesellschaft«.

Überhaupt klagten die Sozialarbeiter, in der Regel Mitarbeiter des deutschen Caritasverbandes, über die Einflußlosigkeit der Caritas bei entscheidenden Weichenstellungen durch die Gesetzgebung. Leid und Not mußten nach Auffassung von *Heinrich Pompey* konsequent aus dem privaten Bereich herausgelöst werden, indem die Lebenswelt geändert wird, sodaß Leid und Not überhaupt artikuliert werden können. Das bedeutet in letzter Konsequenz, die Lehrinhalte der katholischen Sozialenzykliken in bezug auf die Richtigkeit der Arbeitsteilung kritisch zu untersuchen.

Dieser Anfrage an die katholische Soziallehre stellten sich die Sozialethiker *Lothar Roos* und *Anton Rauscher*. *Roos* verdeutlichte in einem historischen Abriss der hundertjährigen Geschichte kirchlicher Sozialverkündigung, daß nicht nur in der Kaiser- und Weimarerzeit, sondern bis in die Gegenwart die katholische Soziallehre einen der wichtigsten Einflußfaktoren für die Sozialgesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland dargestellt habe. Sein Fazit lautete dementsprechend: »Kirchliche Caritas und katholische Soziallehre sollten versuchen, in einer Arbeitsteilung über ein Gespräch miteinander ihren je gesonderten Beitrag zur größeren sozialen Gerechtigkeit zu leisten.« *Rauscher* wiederum verdeutlichte, daß eine Notsituation nicht gleich Strukturveränderungen mit sich bringen müßte. Caritas, so *Rauscher*, müsse ihre Arbeit dahingehend begründen, daß ihr spiritueller Auftrag erkennbar bleibe.

In Arbeitskreisen, die die Veranstalter zur Rückmeldung der caritativen Handlungsfelder an die Soziallehre einrichteten, wurde zum Teil ein Widerspruch zwischen Positionen der Soziallehre und Sozialarbeit deutlich. Die sozialen und individuellen Komponenten von Leid, Armut, Elend, die in heutiger Caritas-Arbeit aufgenommen werden, sprengen den Rahmen der in der Tradition der Soziallehre vorgezeichneten Wege und verlangen deshalb nach prospektiver sozialetischer Unterstützung. Caritas ist in der bundesrepublikanischen Landschaft schon dort hilfreich tätig, wo der Staat oder die Gesellschaft die Notsituation noch nicht erkannt hat und wahrnimmt: In der Flüchtlingshilfe, der Aidshilfe als Teil der Drogen- und Suchthilfe, der Sterbehilfe sowie der Altenhilfe. Gerade die Flüchtlingshilfe entwickelt sich zur Gretchenfrage: Wie steht es um die Aufnahmekapazität von Flüchtlingen und den Umgang mit den Menschen, denen laut Caritasstatuten ohne Ansehen der Religion und

Staatsangehörigkeit geholfen werden soll? Und, welche Anforderungen werden an die Entwicklungshilfe oder Auslandshilfe gestellt? Prälat *Georg Hüssler*, Präsident des Deutschen Caritasverbandes (DCV), verwies auf die Tatsache der ungeheuren Ressourcenfreisetzung im Hinblick auf Osteuropa und besonders die ehemalige DDR, während in der Bundesrepublik bei sozialen und entwicklungspolitischen Entscheidungen kaum ein solch emphatischer Wille zu verzeichnen gewesen sei. »Der Wille ist die Grenze des Machbaren«, sagte *Hüssler*. Die Flüchtlingsproblematik offenbart ebenfalls die innerkirchliche Spannung im Umgang mit einer tragfähigen Konzeption: Liebesgebot und gemeindliche Einstellungen, Fragen der Grenze der Belastbarkeit für die Gemeinde, für den einzelnen scheinen nicht ohne weiteres zusammenzubringen zu sein. Der Umgang mit dem fremden Mitmenschen und die daraus resultierenden Bedingungen für eine christliche Normvermittlung sind eine noch zu klärende Frage für die Sozialethik.

Die Diskussion um die Pflege- und Beraterberufe, das Phänomen des »burning out« bei karitativen Helfern, und das Fehlen einer klaren Konzeption der Altenhilfe stellten überdeutliche Fragen an notwendige strukturelle Veränderungen in der katholischen Wohlfahrtspflege. »Die stetige Zunahme an Drogen- und Suchtabhängigen, die verschiedensten Arten der Süchte stellen den Helfenden vor kaum lösbare Aufgaben«, sagte *Engelbert Fuchtmann* von der Münchener Drogenberatung, »so daß die Funktion des Betriebes zwar aufrechterhalten wird, der Berater aber kaum noch seine eigene ›caritas‹ entwickelt.« Auch fehle der Drogen- und Suchtberatung ein vernünftiges Ausbildungskonzept, was sich zum Teil in der mangelnden Professionalisierung und fehlenden Lebenserfahrung der Mitarbeiter zeige.

Wesentliches Ziel der karitativen Arbeit ist nach wie vor die Vernetzung der Hilfe innerhalb der Gemeinden. *Josef Müller*, Pastoraltheologe an der Universität Freiburg, bezeichnete daher die Gemeinde als den Lebensraum der verwirklichten sozialen Diakonie. Doch die gemeindeübergreifende Struktur der Sozialstationen, die Ausübung der Diakonie durch zum Teil ausschließlich professionelle Helfer läßt die Vernetzung von Caritas innerhalb der Gemeinde nur noch schemenhaft erkennen. Der Weg der Gemeinde zur rein »funktionalen Versorgungsbasis« ist sicherlich kein übertriebener Vorwurf. Viele Mitglieder von Gemeinden spüren jedenfalls nicht mehr viel von organischer, gelebter Jesus-Nachfolge-Gemeinschaft.

Eine Krisenstimmung über den Wert der Gemeinde griff bei den Teilnehmern allerdings nicht um sich, doch fragten vor allem die Teilnehmer aus

der ehemaligen DDR nach den zu lebenden Inhalten von Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Solidarität. Sie hatten erwartet, daß in einer freien Gesellschaft, deren Lebensinhalte nicht von einer expliziten Ideologie vorgegeben sind, die Wirk- und Prägekraft christlichen Handelns zumindest in ihren eigenen Institutionen offen vorhanden wäre. *Horst Geppert*, Leiter der Caritas in Leipzig, meinte: »In der DDR mußten sich unsere Institutionen vor dem Staat über ihren Inhalt legitimieren. Daher wurden in unseren Krankenhäusern Bibelkreise, theologische Gespräche und dergleichen abgehalten.«

So tauchte die Frage nach dem Ort, dem möglichen Ursprung christlichen Handelns auf. Eine immer wieder zu vernehmende Antwort war der Verweis auf die Familie. Doch zeigt sich hier bei genauer Betrachtung besonders das Dilemma zwischen Soziallehre und Sozialarbeit. Während der Vertreter der christlichen Gesellschaftslehre, *Norbert Glatzel*, darauf verwies, daß die Familie erster und wesentlicher Ursprung des Erlebnisses von Solidarität und Liebe sei, konstatierte *Heinrich Pompey* ein massenhaftes Scheitern der Ehen und Familien. Diese Diskrepanz in der Beurteilung eines alltäglichen Phänomens mag ein Beispiel dafür sein, daß katholische Soziallehre und Sozialarbeit ihr Gespräch vertiefen müssen. Es gilt die Zeichen der Zeit zu erkennen und ihnen so zu begegnen, daß die kirchliche Sozialverkündigung nicht am Leid der Gesellschaft und an der Not des einzelnen vorbeigeht.